

Kindheit

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© Coverbild: Olena Petrechenko, 2016,
Benutzung unter Lizenz von Shutterstock.com,
Composing durch Lisa Schwenk

Redaktion: Michael Friedrichs

ISBN 978-3-95786-103-0

© **Wißner-Verlag, Augsburg 2016**
www.wissner.com

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen
bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlags.

Peter Fassl (Hrsg.)

Kindheit

Literaturpreis des Bezirks Schwaben 201



Inhalt

Einführung	7
Laudatio auf die 1. Preisträgerin: Julia Kersebaum	11
Unvergesslich	18
<i>Julia Kersebaum</i>	
Laudatio auf den 2. Preisträger: Michael Lichtwarck-Aschoff	33
Fragen wenigstens, das hätte ich doch können	35
<i>Michael Lichtwarck-Aschoff</i>	
Laudatio auf den 3. Preisträger: Philipp Brotz	66
Hamburg	69
<i>Philipp Brotz</i>	
Laudatio auf den Preisträger des Nachwuchspreises: Lars-André Amann ..	79
Die Heide	82
<i>Lars-André Amann</i>	
Es war so	107
<i>Vanessa Araya</i>	
Die Geschichtenerzählerin	121
<i>Sabine Bartsch</i>	
Pfannkuchen und Meisenmänner	124
<i>Christiane Bößel</i>	
Das andere Land	136
<i>Raimund Hils</i>	
Mein Abendbrot	165
<i>Karolin Hofer</i>	
Obst	171
<i>Melanie Khoshmashrab</i>	
Dudu	179
<i>Antigone Kiefner</i>	

Ohne meine Haut	190
<i>Luca Manuel Kieser</i>	
Sommer	197
<i>Ingrid Maria Kloser</i>	
Kindergeschichte	215
<i>Mónika Koncz</i>	
Dinge, die man mit sich trägt	226
<i>Evamarie Kurfess</i>	
Eskapade	239
<i>Anke Laufer</i>	
Oberschwäbisches Barock, sonntags	263
<i>Marianne Massing</i>	
Der Übriggebliebene	270
<i>Nora Mühlbauer</i>	
Manus Liste	303
<i>Bettina Obrecht</i>	
Kindheit	328
<i>Inifrau von Rechenberg</i>	
am tisch sitzen, weiter	337
<i>Simone Scharbert</i>	
Spieglein, Spieglein	340
<i>Iris Schmidt</i>	
Ganz anders	375
<i>Gabriele Schneider</i>	
Mädchen, die Mama sagen	387
<i>Susanne E. Stengel</i>	
Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes	392

Einführung

Der Literaturpreis des Bezirks Schwaben war für einen unveröffentlichten Prosatext zum Thema „Kindheit“ ausgeschrieben und setzte damit die Erkundungen der früheren Jahre fort: Krieg und Frieden (2005), Harmonie und Disharmonie (2006), LandLeben (2007), Leben in der Stadt (2008), Unterwegs (2009), In den Bergen (2010), Fluss (2011), Zugewandert (2012), Farben (2013), Essen (2014), In der Nacht (2015).

Dieser zwölfte Literaturpreis hat mit 232 Einsendungen, davon erfreulicherweise 22 von jungen Autoren, eine sehr gute Resonanz gefunden. Das Thema „Kindheit“ eröffnet ein weites Feld von autobiographisch geprägten Texten bis zu phantasievollen Märchen und witzigen Pubertätsgeschichten. Zum Wettbewerb eingeladen waren Autoren, die im schwäbisch-alemannischen Kulturraum leben oder in diesem ihre biographischen Wurzeln haben.

Das Thema Kindheit hat offensichtlich einem Zeitbedürfnis entsprochen. An die 50 Beiträge wurden von Autoren eingereicht, die vor 1955 geboren wurden und auf die Kriegs- und Nachkriegszeit zurückblickten. Viele dieser Texte sind autobiographische Erinnerungsberichte mit ganz präzisen Angaben zu Ort und Zeit, die anschaulich von den damaligen Eindrücken und Erlebnissen erzählen: Not, Schrecken des Krieges, die Situation von Flucht, die besonderen Schwierigkeiten der Heimatvertriebenen und die langsame Konsolidierung in den 1950er Jahren. Je fremder die lange zurückliegende Not und Gewalttaten werden, desto wichtiger werden gerade für die Historiker die Berichte der Zeitzeugen. Manche Spuren der NS-Zeit wurden erst spät sichtbar.

Bei jedem Buch wird sich die eine oder andere Passage besonders einprägen, sei es durch die Formulierung, die Gestaltung, den Inhalt oder die Stimmung. Unsere Beiträge bieten hier

zahlreiche Widerhaken. Das kleine Mädchen, das Wiegenlieder vor Hitler sang und von ihm auf den Arm genommen wurde (Inifrau von Rechenberg, Kindheit), die „Inkontinenz“ tropfender Eiszapfen (Philipp Brotz, Hamburg) oder die einfache Lakonie eines bruchstückhaft erzählten Lebens (Julia Kersebaum, Unvergesslich).

Die Kindheitsgeschichten reichen von den 1940-er Jahren bis zur Gegenwart. Es sind erinnerte, erträumte und konstruierte Kindheiten, die ja im Rückblick und in der literarischen Distanz verfasst sind. Schwer liegen die Traumata, Verletzungen des Krieges und das Schweigen der Erwachsenen in der Nachkriegszeit auf dem Erleben der Kinder. Wie durch einen Spalt sieht man undeutlich Details, ohne das ganz zu verstehen. Die Beschädigungen der Eltern werden an die Kinder weitergegeben. Mitgefühl und Mitleiden aus eigenem Erleben und Familienerzählungen verbindet die Vergangenheit mit heutigen Not- und Fluchtgeschichten.

Krass dagegen die heutigen Kindheiten. Die Probleme und Nöte werden drängender. Die Kinder und Jugendlichen leiden zwar materiell keine Not, doch so allein, hilf- und orientierungslos war man in einer noch stärker geschlossenen Gesellschaft nicht oder konnte es nicht so formulieren.

Die sprachliche Bandbreite reicht von ruhigem Erzählton bis zur Jugendsprache. Kindheit kennt noch ein Überfließen an Möglichkeiten, Hoffnungen und Erwartungen, die emotionale Unmittelbarkeit von vertrauten Personen und Gerüchen, die Verbindung von Abenteuer und Entdeckung, das Miteinander von Freude und Leid, und dies ist mehr, wie unsere Autoren zeigen, als das so häufig gebrauchte Wort von einer glücklichen Kindheit.

Die Jury setzte sich zusammen aus Frau Prof. Dr. Bettina Banasch, Universität Augsburg, Herrn Oswald Burger, Literarisches Forum Oberschwaben, Dr. Peter Fassl, Bezirksheimat-

pfleger, Dr. Michael Friedrichs, Wißner-Verlag, Dr. Berndt Herrmann, Redaktionsleiter, Frau Dr. Ulrike Längle, Franz-Michael-Felder-Archiv Bregenz, und Dr. Sebastian Seidel, Ensemble Theater Augsburg. Den Vorsitz hatte Dr. Michael Friedrichs. Die Texte lagen den Juroren anonymisiert vor. Von den 232 Einsendungen wurden etwa 86 intensiv diskutiert, ein Hinweis auf die Qualität der Texte.

Das Preisgeld beträgt für den ersten Preis 2.000 €, für den zweiten Preis 1.500 € und für den dritten Preis 1.000€. Des Weiteren wurde ein Sonderpreis für einen jungen Autor (bis 25 Jahre) vergeben in Form einer Einladung zum Meisterkurs Literatur beim Schwäbischen Kunstsommer 2017 in der Schwabenakademie Irsee.

Die Teilnehmer kamen überwiegend aus Baden-Württemberg und dem bayerischen Regierungsbezirk Schwaben. Sechzehn Einsendungen kamen aus dem Ausland, vor allem aus Vorarlberg und der Schweiz. Neben den Preisträgern wurden für die Anthologie zwanzig Beiträge ausgewählt, welche einen Eindruck von der Vielfalt der Textbeiträge zu vermitteln vermögen.

Der Bezirk Schwaben will Autoren anregen, ermuntern, fördern, präsentieren und auszeichnen. Besonders freut es uns, dass aus der Gruppe der jungen Autoren und Autorinnen außer der Preisträgerin auch der Text von Luca Manuel Kieser („Ohne meine Haut“) in die Anthologie aufgenommen wurde.

Eine Reihe von Autoren sind bereits in früheren Anthologien vertreten, so dass man von einer inzwischen breit gestreuten Wahrnehmung des Schwäbischen Literaturpreises sprechen kann.

Der Dank gilt in besonderer Weise den Jurymitgliedern für das sorgfältige und genaue Lesen, die sehr intensive Diskussion und die Auswahl der Texte, den Laudatoren für die Würdigung

gen der Preisträger und allen Teilnehmern für ihre Beiträge.
Den Preisträgern unser herzlicher Glückwunsch!

Im Oktober 2016

Peter Fassel
Bezirksheimatpfleger

Laudatio auf die 1. Preisträgerin: Julia Kersebaum

„Ich höre trotzdem gerne zu.“

Bei einem Text von überschaubarer Länge, zwischen dessen Zeilen sich sehr viel weißer Raum befindet, haben wir es mit hoher Wahrscheinlichkeit mit einem Gedicht zu tun. *Unvergesslich*, der kurze Text der Preisträgerin des Schwäbischen Literaturpreises 2016 Julia Kersebaum, ist ein Text von überschaubarer Länge mit viel weißem Raum. Es handelt sich dabei jedoch nicht um ein Gedicht, sondern um einen Prosatext. Und der weiße Raum, die vielen weißen Räume, die dieser Text enthält, dienen nicht dazu, diesen Prosatext ‚lyrischer‘ zu machen, seine Sprache eigenwillig zu rhythmisieren und zu verdichten. Wir haben es hier vielmehr mit einem in großer Nüchternheit zu Papier gebrachten Erinnerungsbericht zu tun. Gelegentlich – und gar nicht einmal so selten, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheinen mag – knüpfen sich an die knapp skizzierten Bruchstücke von Erinnerungen Gefühlsqualitäten. Sie werden mit eben derselben Nüchternheit notiert, häufig in Dialogform, auch dadurch entstehen viele weiße Räume hinter den Zeilen.

Die Lakonie eines solchen Erzählens ist uns aus der amerikanischen Literatur vertraut. Wir kennen es von der amerikanischen Kurzgeschichte, einer Gattung, der die deutsche Literatur nach 1945 viel verdankt, die – aus guten Gründen – ein lebhaftes Misstrauen gegen die ‚großen‘ Worte hatte. Dass der Schauplatz unserer Geschichte in Amerika angesiedelt ist, lässt sich möglicherweise auch als eine Hommage an diese literarische Tradition verstehen.

Denn verhandelt werden schwierige Fragen – ‚große‘ Fragen, wenn man so will –, bei denen das Misstrauen in die ‚großen‘ Worte nur hilfreich sein kann. Es geht um nichts weniger als darum was ‚normal‘ und was ‚nicht normal‘ ist.

Und hier geht unsere Kurzgeschichte – wenn wir sie denn überhaupt so nennen wollen würden – durchaus eigene Wege, gerade im Blick auf die weißen Räume. Sie verlangsamen den Fluss der Erzählung. Was in den knappen Sätzen und kurzen Dialogen zwar durchaus direkt ausgesprochen und explizit gemacht wird – so weit ist das Erzählen ‚amerikanisch‘ –, was dann jedoch nicht weiter ausgeführt wird, klingt in eben diesen weißen Resonanzräumen neben und zwischen dem Geschriebenen nach. Sie fordern die Lesenden auf, einen – ihren – Beitrag zu der Geschichte zu leisten, die ihnen hier erzählt wird; und eigentlich muss im Plural gesprochen werden, denn es werden eine ganze Reihe von Geschichten erzählt.

Worin besteht unser Beitrag? Er besteht zunächst einmal darin, diese Geschichten, die sich immer wieder überkreuzen, ergänzen und fortschreiben, so nachzuvollziehen, dass eine Geschichte daraus wird. Dabei müssen wir unsererseits misstrauisch sein. Denn bald schon wird uns klar, dass das weibliche Ich, das sich hier erinnert, eine ungewöhnliche, eine ‚anormale‘ Art hat, die Dinge zu betrachten. Seine Wahrnehmung ist übergenau und zahlenverliebt, sehr sachlich und außerordentlich verhalten. Wo wir als ‚normale‘ Menschen von Qualitäten erzählen würden – etwa der Gefühlsqualität Liebe –, registriert die Ich-Erzählerin lediglich bestimmte und bestimmbare Quantitäten – etwa, wie oft Lippen geschürzt, Haare zurückgestrichen, Blicke gewechselt werden. Sie zählt mit und sie teilt uns das Ergebnis ihrer Zählungen mit. Wir sehen die Welt durch die Augen eines offenbar leicht autistischen Mädchens. Dieses Mädchen wird von einem alleinerziehenden Vater in Detroit großgezogen, im Laufe der Erzählung wächst es zu

einer Frau heran. Diese Frau ist beruflich sehr erfolgreich, kann selbständig dauerhafte Beziehungen zu anderen Menschen führen, das heißt, sie ist in ihrem Autismus immerhin so ‚normal‘, dass sie ein ‚normales‘ Leben führen kann. Das ist insofern bemerkenswert, als damals die Ärzte dem Vater geraten hatten, sein Kind in einem Sanatorium unterzubringen – und er sich dagegen entschied.

Der Titel *Unvergesslich* erklärt sich schnell, wenn auch zunächst in einem anderen Wortsinn als dem erwarteten. Das Ich, durch dessen Augen wir den Blick zurück in die Vergangenheit werfen, ist zu Beginn der Erzählung ein Mädchen von dreizehn Jahren. Es nimmt an einem klinischen Test teil, bei dem das Erinnerungsvermögen der Probanden untersucht wird, und es besteht diesen Test mit hundert Prozent; es vergisst nichts. Bei diesem Test lernt es ein anderes, etwa ein Jahr älteres Mädchen kennen, das nur 38,4 % erreicht. Es gehört zur ‚Kontrollgruppe‘. Zwischen den beiden sehr ungleichen Mädchen – der Hoch- und der Tiefbegabten, um mit Andreas Steinhöfel zu sprechen – entsteht eine Freundschaft. Sie enthält Momente von Neid und Bewunderung, getragen ist sie von einer Zuneigung, die einfach da ist und nicht weiter erklärt wird. In dieser Geschichte sind die Gefühle, wie sie sind; das muss genügen. Und es genügt. Mehr als das: In der Selbstverständlichkeit, in der davon erzählt wird, teilen sich ein Vertrauen und eine Zuversicht mit, die alles andere als selbstverständlich ist, in dieser ungewöhnlichen Geschichte von den beiden ungleichen Mädchen schon gar nicht.

Denn die Lebenswege der beiden Mädchen laufen auf ihre je ganz unterschiedliche Weise ‚schief‘. Dabei nehmen sie nicht einmal einen überraschenden Verlauf, sondern vielmehr einen, wie er sich angesichts so unterschiedlicher Anlagen und Voraussetzungen hätte erwarten lassen: Während die Hochbegabte, umsorgt von einem liebevollen Vater, den die Begabung der

Tochter eher bekümmert als mit Stolz erfüllt, bereits im Alter von vierzehn Jahren die Schule abschließt und an einer Eliteuniversität in Boston ein Studium aufnimmt, ein Studium, das sie bald schon erfolgreich beendet, schlägt sich ihre von der unsteten Mutter durchs Land getriebene Freundin durchs Leben. Eines Tages sitzt sie übersät mit blauen Flecken vor der Haustür, sie ist offenkundig traumatisiert. Der Vater nimmt das Mädchen bei sich auf und lässt sie im Zimmer der Tochter wohnen, die bereits auswärts studiert. Mit einiger Anstrengung gelingt es ihr, den Highschool-Abschluss zu machen. Auf dem Foto, das sie bei der Abschlussfeier zeigt, strahlt sie voller Stolz – ebenso wie der Vater neben ihr, der doch die herausragenden Erfolge der leiblichen Tochter immer nur mit einer gewissen Bedrückung zur Kenntnis genommen hatte.

Dieser Kontrast fällt der Ich-Erzählerin auf. Er könnte Vater und Tochter voneinander trennen, doch der Mangel an Stolz auf selbstverständlich erbrachte Leistungen verbindet sie auch. Denn ebenso wie der Vater ist die Ich-Erzählerin keineswegs glücklich über ihre Hochbegabung. Vielmehr vermerkt sie mehrfach, dass all die Aufmerksamkeiten und Anerkennungen, später die attraktiven beruflichen Angebote höchstens auf den ersten Blick vielversprechend erscheinen mögen. In Wahrheit sind sie nicht interessanter als viele andere Tätigkeiten auch. Vater und Tochter lassen sich von den Aufregungen um die Hochbegabung nicht mitreißen. Sie leben unspektakulär und schätzen einen geregelten Tagesablauf. Die Ich-Erzählerin liebt es, auf den Fluss zu blicken und dem Lauf des Wassers zuzusehen. Der Ton, in dem sie uns an ihren Erinnerungen teilhaben lässt, bildet diese Liebe ab: gleichbleibend fließt der Erzählstrom dahin, beschreibend ohne zu bewerten.

Ganz anders verläuft das Leben der Freundin. Eines Tages, bald nachdem sie ihren Schulabschluss gemacht hat, ist sie plötzlich ohne Abschied zu nehmen oder eine Adresse zu hinterlassen

verschwunden. Dann ist sie plötzlich wieder da, schwanger, nur um aufs Neue wieder abrupt zu verschwinden. Sie bringt Unruhe in das Leben des Vaters und seiner Tochter, doch auch diese Unruhe ist aufgehoben in dem ruhigen und stetigen Erzählfluss, in dem die Tochter sich erinnert.

Es ist eine Großzügigkeit in diesem Erzählen, eine Großzügigkeit, die nicht zuletzt mit den Entfernungen und Größenverhältnissen in einem Land zu tun hat, in dem man sich leicht einmal über Monate und Jahre hinweg aus den Augen verlieren kann. Auch das ist an der Geschichte ‚amerikanisch‘.

Wieder einige Jahre später sitzt ein Kind auf den Stufen des Hauses, auf denen einst das Mädchen mit den blauen Flecken gegessen hatte. Nun ist es ein Junge. Er hat eine Botschaft seiner Mutter bei sich. Die Freundin bittet darum, das Kind aufzunehmen. Der Junge lebt fortan beim Vater, seine freie Zeit verbringt er mit der Tochter, die inzwischen berufstätig ist und in der Nähe des Vaters lebt. Im Laufe der Jahre entwickelt sich eine Beziehung zwischen den beiden, in der die Ich-Erzählerin nach und nach den Platz der Freundin einnimmt; es geschieht unmerklich und kommt nur in kleinen, unscheinbaren Gesten zum Ausdruck. Als die Freundin sechs Jahre später plötzlich wieder auftaucht und ihr Kind gern wieder zu sich nehmen würde – denn sie hat sich inzwischen ein neues Leben aufgebaut, oder besser: ist in eine neues Leben geraten, in einer neuen Stadt mit einem neuen Mann – möchte das Kind bei seiner Ziehfamilie bleiben. Für die Mutter ist das eine schmerzliche Entscheidung, die sie jedoch akzeptiert. Ihr Weinen wird uns beschrieben. Über die emotionale Bewegtheit der Ziehmutter – der leicht autistischen, Hochbegabten mit der bruchlosen Karriere – erfahren wir nichts. Dabei sitzen wir eigentlich an der Quelle; es sind ihre Augen, durch die wir auf das Geschehen blicken, es ist ihre Erinnerung, an der wir teilhaben.

Alles was wir erfahren ist, dass einige Zeit später ein neues attraktives Stellenangebot einen Umzug zur Folge hat. Die enge Verbindung mit dem Jungen bleibt bestehen; er verbringt von nun an seine Ferien bei ihr.

Die Jahre gehen ins Land. Die beiden Frauen treffen sich einige Male. Die Ehe der Freundin ist offenbar nicht die glücklichste, von einer Liebesbeziehung der Tochter erfahren wir nichts; offenbar hat es überhaupt nur einmal in ihrem Leben während ihres Studiums so etwas gegeben.

Nach Jahren dann etwas Neues: Eine Meldung der Polizei benachrichtigt die Tochter, dass der Vater in verwirrtem Zustand auf der Straße aufgegriffen wurde. Die Geschichte kommt in gewisser Weise an ihren Anfang zurück: Doch nun ist es der Vater, der sich in einer Klinik einer Untersuchung seines Erinnerungsvermögens unterziehen muss. Und nun ist es die Tochter, die sich kümmert. Der inzwischen zum Studenten herangewachsene Ziehsohn und -enkel unterstützt sie dabei. Die Vergesslichkeit des Vaters nimmt zu. Bei ihren Besuchen erkennt er die beiden nicht mehr. Die Schlussequenz der Geschichte aber endet nicht mit seiner Vergesslichkeit, sondern mit etwas Unvergesslichem. Bei einem – wieder einmal, wie immer – überraschenden Besuch der Freundin erkennt sie der Vater. „Guck’ wer da ist!“ ruft er den beiden anderen stolz und strahlend entgegen. Der vergessliche alte Mann hat sich an die unvergessliche Erinnerungsschwache erinnert. Es ist ein außerordentliches Ereignis, ein Glück.

Dieses Glück, die Beglückung über diesen Menschen, der sich so oft schon als so unzuverlässig erwiesen hat und der auch jetzt wieder unerwartet gekommen ist, hat in der Kurzgeschichte die gleiche Berechtigung wie das ruhige Glück der Normalität, das die Verbindung des Vaters mit seiner leiblichen Tochter und die Verbindung der Tochter mit ihrem Ziehsohn, dem leiblichen Sohn der Freundin, ausmacht. Dieses Glück der

Normalität, das für die Hochbegabte so etwas ganz Besonderes ist, beschreibt sie in derselben Schlusssequenz, in der wenig später die Freundin auftreten wird, in ihrer Beziehung zum Ziehsohn. Es klingt so: „Wir telefonieren zwei Mal in der Woche. Er erzählt nichts Neues. Ich höre trotzdem gerne zu.“

Die Lakonie, in der uns in dieser Geschichte von Normalität und Besonderheit, von Vergesslichem und Unvergesslichem erzählt wird, könnte uns fast vermuten lassen, dass uns hier von nichts anderem als ‚vom Leben selbst‘ erzählt wird. Der Gestus, in dem dies geschieht, erinnert von ferne an einen wunderbaren kleinen Roman von Truman Capote mit dem Titel *Die Grasharfe* aus dem Jahr 1951 (dt. 1952). Darin passiert sehr viel, durchaus auch Spektakuläres, ohne dass man beim Lesen je das Gefühl erhielte, es ‚passiere‘ hier etwas, ohne dass der Roman je seine poetische Leichtigkeit verlöre. Die berühmtesten Zeilen aus diesem kleinen Roman geben diese Leichtigkeit sehr schön wieder, sie lauten: „Ich war elf, und später wurde ich sechzehn. Verdienste erwarb ich mir keine, aber das waren die wunderbaren Jahre.“

Julia Kersebaum dehnt die Zeit der wunderbaren Jahre weit über die Zeit der beginnenden Pubertät hinaus aus, in der Truman Capote seine *Grasharfe* spielen lässt, und sie schreibt sie in einem ganz eigenen Ton fort. Dabei ist etwas entstanden, was es eigentlich gar nicht gibt – und das es hier, was für eine Freude, doch gibt –: eine poetische Kurzgeschichte.

Bettina Bannasch

Unvergesslich

Julia Kersebaum

Als wir uns das erste Mal begegnen, trägst du eine abgeschnittene, hochgekrempelte Jeans und Cowboystiefel. Dazu ein verwaschenes Red Sox Shirt.

Es ist 118° Fahrenheit.

Du bindest deine Haare zu einem dicken Pferdeschwanz. Mit einer Broschüre fächerst du dir Luft zu.

In deinem Nacken lockiges, nasses Haar.

Du sagst: Ich komme aus Butte, Montana. Und du?

Ich sage: Detroit.

Ich soll nicht mit Fremden reden.

Aber du wirkst nett. Harmlos.

Du lachst viel.

Unglaublich gerade Zähne hast du.

Und funkelnde graue Augen.

Du sagst: Ich gehöre zur Kontrollgruppe. Und du?

Ich sage: Ich nicht.

Mein Vater holt mich ab.

Er nimmt meinen Rucksack. Spiderman ist darauf. Ich bin großer Comicfan.

Er fragt: Und?

Ich zucke mit den Schultern.

Die Ärzte bitten um ein Gespräch. Mein Vater geht ihnen nickend nach. Den Rucksack in der Hand. Ich warte draußen.

Als er zurückkommt, ist er still. Gesenkter Blick. Seine Hand auf meiner Schulter.

Er fragt: Wie wäre es mit einem Eis?

Auf dem Weg zur Cafeteria sehe ich dich. Du wartest. Du erkennst mich. Du winkst mir zu.

Mein Vater fragt: Kennst du das Mädchen?

Ich nicke.

Er ruft: Wir gehen uns ein Eis holen. Willst du mit?

Über den Krankenhausflur. Einige Schwestern sehen zu uns.

Du rennst den Gang entlang auf uns zu.

Wir essen unser Eis draußen.

Immer noch brütende Hitze.

Schokoladige Flüssigkeit rinnt meinen Arm hinunter.

Mein Vater fragt dich über die Minen in Butte, Montana, aus.

Du sagst: Ich war schon länger nicht mehr da.

Deine Eltern sind geschieden. Deine Mutter schleppt dich im ganzen Land herum. An Tests wie diesem nimmst du häufig teil. Zur Aufbesserung der Haushaltskasse.

Glücksucher wie euch gibt es viele.

Du fragst, wie ich bei dem Test abgeschnitten habe. Du sagst:

Ich hatte nur 38,4 %.

Unterdurchschnittlich.

Ich sage: 100 %.

Überdurchschnittlich.

Abartig.

Ein perfektes Gedächtnis. Ich habe seit sechshundertneunundsiebzig Tagen nichts mehr vergessen.

Damals bin ich dreizehn.

Ich frage dich nach deiner Adresse.

Abends schreibe ich dir einen Brief. Auf Motel-Briefpapier.

Ich schreibe alles nieder, was ich über Baseball und die Red Sox weiß.

Sieben Seiten Brief.

Mein Vater sagt: Sei nicht traurig, wenn du keine Antwort bekommst. So Menschen sind oft unzuverlässig.

Als wir nach Hause kommen, wartet bereits ein Umschlag auf mich.

Vierhundertsevenundsiebzig Tage später sehen wir uns wieder.
Ich bin für noch mehr Tests in Chicago.
Deine Mutter hat einen Job als Kellnerin in einer Frittenbude
am Strand.
Dort treffen wir uns.
Du hast dich verändert.
Obwohl du immer noch die gleiche Kleidung trägst.
Du bist fünfzehn.
Du bist mädchenhaft.
Du weißt dich in Szene zu setzen.
Beim Essen wirfst du achtzehn Mal dein Haar zurück. Neun-
undzwanzig Mal beißt du dir auf die Lippe.
Sieben Jungen haben dein Interesse geweckt. Einundzwanzig
Jungen beobachten dich.
Du sagst: Du hast dich gar nicht verändert.

Die Empfehlung der Ärzte aus Chicago kommt per Post.
Mein Vater soll mich in ein Sanatorium in Maine einweisen.
Dort wäre ich ungestört. Die einzige Lösung für meinen Zu-
stand.
Mein Vater zerreißt den Brief. Er nimmt meine Hand und zerrt
mich einen Häuserblock in den nächsten Pub. Es ist laut. Eng
gedrängt. Es riecht nach Bier und Schweiß. Er fragt: Überfor-
dert dich das?!
Ich schüttele den Kopf.
Mein Vater nickt. Zufrieden.

Zwei Monate später schließe ich die Highschool ab.
Ich bin vierzehn Jahre und acht Monate alt.
Mein Foto ist auf der Titelseite der Lokalblätter.
Mein Vater schickt Kopien der Artikel an die großen Universi-
täten.

Er sagt: Mach dir keine zu großen Hoffnungen. Die bekommen am Tag hundert so Briefe.

Ich nicke.

Drei Wochen später haben wir von drei Universitäten das Angebot. Vollstipendium.

Mein Vater weint. Vor Glück, sagt er.

Ich beginne mein Studium am 17. August. Es ist ein schwüler Tag. Ich bin seit einer Woche in Boston. Mein Vater hat mich begleitet. Hat mich herumgeführt. Obwohl auch er noch nie zuvor hier war.

Die Universität direkt am Fluss. Ich sitze gern am Ufer. Der Anblick des Wassers. Gleichförmig. Überraschungsfrei.

Ich studiere Maschinenbau. Nicht besonders aufregend.

Ich lese dicke Bücher. Fest eingebunden. Das Papier riecht nach Plastik.

Ich bestehe alle Prüfungen fehlerfrei.

Nebenher sammle ich Trophäen.

Buchstabierwettbewerbe. Schach. Diskussionen.

Ich bin unschlagbar.

Ich bin bekannt. In bestimmten Kreisen.

Mein Stipendium hat sich gelohnt.

Die Sommer verbringe ich in Detroit.

Mein Vater hat mir eine Stelle im Pub besorgt.

Er sagt: Das ist Desensibilisierung.

Ich verdiene gut. Die Arbeit macht Spaß. Bald kenne ich alle Gäste beim Namen.

Abends laufe ich schnell nach Hause.

Die Straßen sind einsam. Verlassen.

Drei Stufen zu unserer Veranda. Ich schließe auf. Noch elf Stufen. Dann werfe ich mich auf mein Bett. Mein Vater ruft: Hast du Hunger?

Ich sage: Nein.
Allabendlich. Routiniert.
Er wünschte, ich würde nicht wieder an die Ostküste zurück.
Er wünschte, es würde immer so sein.

Dreiundzwanzig Tage vor meinem Rückflug.
Ich biege gerade um die Ecke in unsere Straße.
Ein Schatten auf den Stufen.
Ich zögere.
Ich gehe langsamer.
Ich erkenne dich.
Du lächelst mich an.
Kein glückliches Lächeln.
Ich sage: Hallo.
Du sagst: Hallo.
Ich frage: Willst du mit reinkommen?
Du nickst.
Ich gehe an dir vorbei. Neben dir auf den Stufen ein Rucksack.
Pink mit hellen Streifen.
Ich schließe auf.
Ich rufe nach meinem Vater.
Beunruhigt kommt er aus der Küche. Er erschrickt, als er dich sieht. Er sagt: Kommt rein!
Du schließt die Tür. Wir gehen in die Küche.
Mein Vater nimmt dein Kinn in seine Hand. Er richtet dein Gesicht im warmen Licht der Lampe aus. Er fragt: Habt ihr Hunger?

Auf der Polizeistation. Ich kenne einige der Gesichter. Stammkunden in Pub.
Mein Vater spricht mit einem alten Bekannten. Er deutet auf uns.
Du sitzt neben mir. Du hältst meine Hand. Du zitterst.

Mein Vater kommt zurück. Er ist ganz rot im Gesicht. Vor Wut.
Er sagt: Wir gehen nach Hause!
Wir gehen schweigend. Zwei, drei Blocks.
Mein Vater sagt: Du kannst bleiben, solange du willst.

Während du duschst, richten wir dir ein Bett ein. Im Wohnzimmer auf der Couch.

Mein Vater sagt: So was wird dir nicht passieren! Keine Angst.
Ich nicke.

Mein Vater sagt: So ein unstetes Leben...

Abwesend. Traurig.

Er streicht mir übers Haar.

Er sagt: Keine Angst.

Nach drei Tagen hast du dich erholt.

Du hörst auf Fingernägel zu kauen. Du bürstest dein Haar.

Du lächelst.

Mein Vater geht mit uns einkaufen.

Im Superstore.

Schulsachen für mich. Ein neues Leben für dich.

Mein Vater wartet geduldig vor der Umkleidekabine.

Du probierst siebzehn T-Shirts und vier Hosen.

Dann drei Paar Schuhe. Zwei Paar Turnschuhe. Ein Paar Cowboystiefel.

An der Kasse. Die Kassiererin lächelt uns an. Sie sagt: Hübsche Töchter haben Sie.

Mein Vater meldet dich in der Schule an.

Unter falschem Namen.

Alles kein Problem, nachdem er deine blauen Flecken gezeigt hat.

Dann fliege ich.
Es ist ein Mittwoch.
Ihr steht winkend am Gate.
Abschied bis Weihnachten.

Mein Zimmer im Wohnheim ist kahl und kalt.
Wieder Routine. Wieder Stress.
Ich lerne viel. Ich lerne schnell.
Neue Prüfungen.
Über Thanksgiving kommt ihr zu Besuch.
Du hast dich inzwischen gut eingelebt. Du hast viele Freunde.
Du bist beliebt. Du arbeitest nebenbei im Diner an der East
Street.
Du bist in mein altes Zimmer gezogen.
Mein Vater kauft uns Hotdogs und Limonade im Park.
Wir machen eine Stadtführung.
Du sagst: Ich beneide dich.

Zwei Jahre und dreiundsiebzig Tage später bist du mit der
Highschool fertig.
Ich sitze in einem winzigen Appartement in Florida.
Ich mache ein Praktikum bei der NASA.
Spannend ist es nicht.
Datenkontrolle.
Du schickst mir Fotos von der Diplomvergabe.
Du strahlst darauf. Schwarzes Cape. Schwarzer Hut. Dazu
Cowboystiefel.
Mein Vater hat seinen Arm um dich gelegt.
Auch er strahlt.

Ich mache meinen Master.
Mein Vater ruft an um mir mitzuteilen, dass du weiter gezogen
bist.

Er sagt: Vielleicht war es Zeit.

Ich mache mir Sorgen. Dreiunddreißig Tage lang. Dann treffe ich Jeff. In einem Physikseminar. Jeff lächelt mich an. Er hat langes, buschiges Haar. Er findet mich interessant.

Ein Semester lang sitzen wir nebeneinander. Ein Semester lang gehen wir nach der Vorlesung gemeinsam in die Mensa. Anschließend in die Bibliothek.

Mit Jeff gehe ich auf meine erste Party. Mit Jeff spiele ich Beer-Pong, Hackey Sack und Frisbee. Mit Jeff erkunde ich die Stadt. Mit Jeff bin ich normal. Ein Semester lang.

Ich mache meinen Doktor.

Problemlos.

Auslandssemester in Japan.

Ich bin viel allein.

Ich langweile mich.

Ich lerne Französisch, Finnisch und Afrikaans.

Ich kenne jede Vokabel. Meine Aussprache ist furchtbar.

Dann ruft mein Vater an. Du bist wieder da. Er hat dich wieder aufgenommen.

Ich sage: Ich habe Heimweh.

Mein Vater schweigt.

Zu Hause ist kein Platz mehr für mich.

Ich fliege zurück.

Ich gebe meine Abschlussarbeit ab.

Innerhalb von zwei Wochen habe ich 86 Stellenangebote.

Mein Vater und du kommen zur Abschlussfeier angereist.

Du bist schwanger.

Wir reden nicht darüber.

Ich nehme meinen Titel entgegen. Ihr klatscht.

Abends im Hotel sagt mein Vater: Zum Glück muss ich mir um dich keine Sorgen machen.

Für vierundfünfzig Monate arbeite ich bei der NASA.
Vierundfünfzig sehr lange Monate.
Ich kündige an einem Dienstagmorgen.
Ich setze mich in mein Auto und fahre davon.
Meine Sachen auf der Rückbank.
Dreiunddreißig Tage lang fahre ich herum. Zielloos. Endlose
Freiheit.
Dann parke ich vor unserem Haus.
Mein Vater öffnet die Tür. Er lächelt mich an. Er fragt: Hast du
Hunger?
Du bist weg. Irgendwohin. Mit irgendwem.

Ich entwerfe Maschinen für General Motors.
Ich miete eine Wohnung am Wasser. Downtown Detroit.
Mein Leben ist einfach. Ruhig.
Ich habe kaum Ambitionen. Ich bin zufrieden.
Vier Jahre lang.

An einem Dienstag ruft mein Vater an. Es regnet in Strömen.
Ich sehe aus dem Fenster, während wir telefonieren. Auf der
Straße stolpert eine Frau und fällt auf den nassen Asphalt.
Mein Vater ist aufgebracht.
Als er vom Einkaufen nach Hause kam, saß ein Kind auf den
Stufen unseres Hauses.
Ich sage: Ich komme nach der Arbeit vorbei.

Der Junge hat deine Augen. Dickes, ungerade geschnittenes
Haar. Auf seinem Schoß ein Rucksack mit kaputtem Reißver-
schluss. Er sitzt am Küchentisch. Stumm. Zusammengesunken.
Mein Vater sagt: Was ... also ... was mache ich denn jetzt?
Immer noch aufgebracht.
Ich sage: Hallo.

Ich setze mich zu dem Jungen an den Tisch. Ich trinke ein Glas Milch.

Der Junge sieht mich an. Mit deinen grauen Augen. Deinen traurigen, grauen Augen.

Er sagt: Meine Mama hat gesagt, hier bin ich sicher.

Ich nicke. Ich sage: Da hat deine Mama Recht.

Aus der Vordertasche des Rucksacks holt der Junge ein paar Papiere hervor.

Er schiebt sie über den Tisch.

Busfahrkarten. Sechs Mal musste er umsteigen. Vom Busbahnhof ist er zu unserem Haus gelaufen. Mein Vater schüttelt entsetzt den Kopf.

Seine Geburtsurkunde gebe ich meinem Vater.

Ich frage: Wo ist denn deine Mama?

Der Junge schüttelt den Kopf.

Er hat dir versprochen nichts zu sagen.

Zwischen ein paar Dollarscheinen finde ich eine kurze Notiz. Deine Handschrift hüpfert über das Papier. Du schreibst: *Ich wusste keinen anderen Ausweg. Es tut mir Leid.*

Siebenundvierzig Tage lang ist der Junge zurückhaltend. Ruhig. Schüchtern.

In unserem alten Zimmer verändert er nichts. Er fragt mich bei jedem Buch, das er aus dem Regal nimmt, um Erlaubnis.

Mit gesenktem Kopf tritt er morgens zur Schule.

Mein Vater sagt: Noch so ein Kind, das nie glücklich werden wird.

Dann fahren wir nach Chicago.

Gemeinsam.

Mein Vater besucht dort einen Freund aus Armeezeiten.

Ich gehe mit dem Jungen ein Eis essen.

Wir sitzen auf der Wiese am Planetarium. Die Stadt im Rücken.

Der Junge sagt: Vielleicht kannst du mich Bobby nennen ... so wie meine Mama.

Hoffnungsvolles Funkeln in den Augen.

Ich sage: Sicher.

Von da an wird vieles anders.

Sechs Jahre lang leben wir zufrieden vor uns hin.

Ein steter Rhythmus der Alltäglichkeit.

Ich bekomme eine neue Stelle. Führungsposition. Entwicklung. Neue Technologien.

Auch das klingt spannender als es ist.

Jeden Dienstag holt Bobby mich im Büro ab. Wir gehen ins Kino oder Essen oder beides. Jeden Donnerstag gehe ich zu seinen Baseballspielen. Am Wochenende übernachtet er bei mir. Wir machen kleine Ausflüge. Wir fahren mit dem Boot auf den See. Wir gehen ins Museum. Wir machen gemeinsam seine Hausaufgaben.

Sonntags abends sitzen wir am Küchentisch und erzählen meinem Vater was wir erlebt haben. Mein Vater nickt. Lächelnd. Sechs Jahre lang.

Dann kommt ein Brief mit deiner unverwechselbar unstillen Handschrift.

Du bist in Chicago. Für eine Woche.

Du fragst, ob du vorbeikommen darfst.

Bobby schließt sich in unserem alten Zimmer ein.

Das Wiedersehen.

Unangenehm. Unbehaglich.

Ich rutsche auf meinem Stuhl herum.

Bobby sieht dich nicht an.

Momente peinlicher Stille.

Du fragst, was ich jetzt so mache.

Ich erzähle von meinem neuen Projekt. Im Sommer werde ich einige Wochen nach China fahren.

Du hast dein Haar abgeschnitten.

Es sieht seltsam aus. Irgendwie fremd.

Du sagst: Ich lebe jetzt in Seattle. Ein vollkommen neues Leben.

Ich nicke. Ich sage: Ich habe gehört, Seattle ist sehr schön.

Du nickst.

Du streckst deine Hand nach Bobby aus. Vielleicht unbewusst.

Bobby weicht dir aus. Er steht vom Tisch auf. Er sagt: Ich warte im Auto.

Ich lege den Wagenschlüssel in seine ausgestreckte Hand.

Als er davongeht, beginnst du zu weinen. Stumm. Versteckt. Im Schutz deiner Serviette.

Ich sage: Er will hier bleiben.

Du nickst.

Wir verabschieden uns vor dem Restaurant. Du sagst: Es war schön, dich wieder zu sehen. Ich habe dich vermisst.

Ein trauriges Lächeln auf den Lippen.

Ich sage: Ich habe dich auch vermisst.

Dann gehen wir auseinander.

Ich fahre Bobby nach Hause.

Wir schweigen.

Als wir vor dem Haus anhalten, sagt er: Ich will sie nie wieder sehen.

Mit zusammengebissenen Zähnen. Und gesenktem Kopf.

Ich nehme Bobby mit nach China.

Wir besichtigen Dämme und Brücken. Hören Vorträge und Diskussionen. Alles zum Thema Hydraulik.

Als wir zurückkehren, will ich mein neu erlerntes Wissen anwenden.

Das Projekt wird gestrichen.
Kein Geld für Forschung.
Ich bin frustriert.
Ich teile meinen Unmut mit.
Innerhalb einer Woche habe ich dreizehn neue Angebote. Keines davon in Detroit.
Wir beratschlagen gemeinsam.
Am Küchentisch.
Wir trinken Milch dabei.
Bobby ist traurig und aufgeregt. Er sagt: Ich komme dich besuchen. Wann immer es möglich ist.

Ich arbeite nördlich von Portland an einem Damm.
Vierundzwanzig Monate lang.
Ich treffe dich drei Mal.
Zwei Mal fahre ich nach Seattle. Ein Mal kommst du mich besuchen.
Du lächelst.
Du hast eine neue Familie.
Du wohnst in einem Vorort.
Deine Haare sind jetzt wieder länger.
Ich frage: Wo sind deine Cowboystiefel geblieben?
Du zuckst mit den Schultern.
Du hast keine Ähnlichkeit mehr mit dem Mädchen aus Montana.
Dein Mann beobachtet mich argwöhnisch.
Ich bin ihm nicht geheuer. Während des Abendessens verhält er sich passiv-aggressiv. Fünf Mal greift er mich an. Als ich gehe, fragt er, warum ich nicht besser auf dich aufgepasst habe.
Damals. Bevor das alles mit dir geschehen ist.

Bobby kommt mich besuchen. Während der Sommerferien.
Wir fahren in den Yellowstone Nationalpark.

Wir sehen Bisons, Hirsche und einen Fuchs.
Ich frage Bobby, wie er sich seine Zukunft so vorstellt.
Bobby sagt: Es soll alles so bleiben, wie es ist.

An einem Mittwoch kommt der Anruf.
Ich bin gerade auf dem Weg zur Arbeit.
Mein Vater sitzt bei der Detroiter Polizei auf dem Revier.
Er hat vergessen, wer er ist und wo er wohnt.
In seiner Brieftasche haben sie meine Visitenkarte gefunden.
Ich fliege zurück.
Ich kümmere mich.
Bobby empfängt mich mit Tränen in den Augen. Er sagt: Es tut mir Leid.

Wir fahren nach Chicago in eine Spezialklinik.
Während wir auf die Ärzte warten, sagt mein Vater: Das ist doch absurd ...
Zumindest seinen Humor hat er noch nicht verloren.
Während der Tests sitzen Bobby und ich in der Cafeteria.
Bobby fragt: Was geschieht jetzt?
Ich zucke mit den Schultern.
Ich sage: Mach dir keine Sorgen.
Dann das Gespräch mit den Ärzten.
Man will versuchen zu behandeln. Trotz geringer Aussichten.
Mein Vater wird eingewiesen. Er lässt sich nur schwer davon überzeugen.
Wir sitzen an seinem Bett, bis er eingeschlafen ist.
Im Dunkeln suchen wir unser Motel.
Wir schauen Star Trek im Fernsehen.
Bobby sagt: Jetzt ändert sich alles, oder?

Als wir uns das nächste Mal treffen, hat mein Vater mich schon seit neunundfünfzig Besuchen nicht mehr erkannt.

Es ist sein Geburtstag.

Bobby ist schon vor mir angekommen. Er hat einen Helium Ballon an das Fußende des Bettes gebunden. Spongebob Schwammkopf schwebt in der Mitte des Zimmers, als ich ein-trete.

Bobby ist groß geworden. Erwachsen.

Er sagt: Du bist spät dran.

Lächelnd.

Wir holen Kuchen und Kaffee in der Cafeteria.

Bobby erzählt vom Studium.

Wir telefonieren zwei Mal in der Woche. Er erzählt nichts Neues. Ich höre trotzdem gerne zu.

Als wir zurückkommen, bist du da.

Du sitzt neben meinem Vater. Deine Hand auf seiner.

Tröstend. Vertraut.

Du schlägst die Beine übereinander. Rote Cowboystiefel an deinen Füßen.

Mein Vater lächelt. Strahlt. Stolz.

Er sagt: Guck' wer da ist!

Laudatio auf den 2. Preisträger: Michael Lichtwarck-Aschoff

Bekommt eine Autorin, ein Autor einen Preis, die/der bereits letztes Jahr ausgezeichnet wurde, dann melden sich unvermeidlich einige Skeptiker, die so eine Juryentscheidung für abgekartetes Spiel halten. Vor einem Jahr hat der Arzt Michael Lichtwarck-Aschoff den ersten Preis in unserem Wettbewerb erhalten; das Thema war „In der Nacht“, und er hatte einen Beitrag eingereicht, der im weiteren Sinn aus dem medizinischen Bereich kam. Hätte er das diesmal wiederum gemacht – auch in der „Kindheit“ hat man mit Ärzten zu tun –, dann hätten wir unter Umständen, beim Studium der 231 Texte, bei diesem darauf tippen können. (Offen gesagt: Ein Juror hat sogar diesen Autor vermutet, aber bei einem anderen Text.)

Michael Lichtwarck-Aschoff hat in der Folge der letztjährigen Auszeichnung weitere Preise für weitere Erzählungen erhalten, inzwischen bereits als Buch erschienen, „Hoffnung ist das Ding mit Federn“. Wir sind stolz darauf, ihm diesen Weg etwas erleichtert zu haben. Bei der Buchvorstellung meinte der Verleger, der Arzt Lichtwarck-Aschoff habe sich jetzt der richtigen Prosa zugewandt. Das ist wohl richtig, andererseits soll man nicht geringschätzen, wie viele bedeutende Schriftsteller auch Ärzte waren. Die genaue Beobachtung und Beschreibung von Menschen ist beiden Berufen gemeinsam.

Der Schwerpunkt dieses Autors ist wohl nicht so sehr das Medizinische als vielmehr die skurrile Situation im Alltagsleben, oft mit dunklem historischem Hintergrund, präzise recherchiert, empathisch und fast erlebbar erzählt.

So auch hier, in diesem Porträt der Großmutter, die einmal Sängerin war und sich nur wohlfühlt, wenn sie gelegentlich groß auftreten kann, und sei es in der Familie. Der Ich-Erzähler zeichnet die alte Dame mit liebevoller Ironie, aus einer Distanz

von vielleicht fünfzig Jahren, und wir nehmen ihm die Geschichte so ab, wie er sie uns reicht. Er erzählt auch nicht nur von der Großmutter, es gibt Skizzen von anderen Familienmitgliedern und auch von der Gesellschaft in der kleinen Ortschaft und der Landschaft dazu.

Die Stimmung der Erzählung verschiebt sich gegen Ende zu. Der Zug der Musikanten, die für das Fest der Großmutter aufspielen sollen und dafür aus München mit dem Zug gekommen sind, wird rätselhaft, ihr Verhalten ist zunehmend unverständlich. Warum legen sie Kieselsteine auf Torpfosten, werfen Abfall vor Eingangstüren? Die Lichter in den Häusern, an denen sie vorbeikommen, gehen aus, die Hunde verkriechen sich.

Es ist Hedwig, die junge Hausangestellte, die als einzige versteht, worum es den Musikanten geht. Ein Stichwort fällt ganz beiläufig – von den Schwarzerlen herunterhängende Schlingpflanzen, die von Jugendlichen abgeschnitten und geraucht werden, heißen bei ihnen „Judenstängel“.

Es ist nicht einfach, eine solche Geschichte in der Balance zu halten, in der Balance zwischen harmlos-anekdotischer Familiengeschichte und dem Grauen des Nationalsozialismus. Michael Lichtwarck-Aschoff gelingt das durch seine distanzierte Empathie. Es ist immer eine Entfernung spürbar zwischen ihm und dem, was er erzählt. Entfernung, aber nicht Fremdheit. Ironie, aber nicht Kritik. Die Distanz wird überbrückt durch Empathie, und die Empathie wird gegen das Sentiment abgesichert durch die Ironie.

Die skurrile Situation des Alltagslebens mit ihren Licht- und Schattenseiten wird so auch zur Aufgabe für den Leser: genau hinschauen, auf die Zwischentöne achten, nicht nur beim Lesen, auch im wirklichen Leben.

Michael Friedrichs

Laudatio auf den 3. Preisträger: Philipp Brotz

Schon das Kennwort, das der Autor oder die Autorin unter den anonym einzureichenden Text setzte, nahm ihn für mich ein: „sunufatarungo“. Wie dieser althochdeutsche Ausdruck den Konflikt zwischen Hadubrand und seinem Vater Hildebrand im als Fragment überlieferten Hildebrandslied in ein Wort zusammen zwingt, geht es auch im Text „Hamburg“ um ein schwieriges Verhältnis zwischen Paul und seinem Vater, auch Paul ist am Ende erleichtert über den Tod des Vaters.

Lange diskutierten wir in der Jury über das gewagte Bild am Anfang der Erzählung, darf man von schmelzenden Eiszapfen sagen, dass sie „inkontinent“ seien und „vom dickeren Ende her schrumpfen“?

Man darf, wenn man so isoliert, verträumt, unglücklich und belesen ist wie der Held der Geschichte.

Der Verfasser ist originell und manchmal schräg in der Wahl seiner Bilder, aber das passt zu seiner Figur. Wie alt sein Held ist, erfahren wir nicht, er ist wohl mitten in der Pubertät, träumt von Nicole, mit der er offenbar noch nicht gesprochen hat. Er raucht schon. Und er hat ein Ziel, das er von Besuchen bei seinen Großeltern und der Lektüre eines Reiseführers zu kennen glaubt, das ist Hamburg.

Hamburg ist vage positiv besetzt, vor allem aber ex negativo erträumt: Paul sehnt sich weg aus seinem Dorf, der provinziellen Stadt in einem Tal zwischen zwei Bergen. Er hat sich vorerst eine Insel zum Träumen geschaffen.

Größtes Hindernis, den bedrückenden Verhältnissen zu entkommen, ist sein Vater, der nie nach Hamburg mitgefahren ist, und der stets nur arbeitet, bis er erkrankt.

Ob die Befreiung gelingt, sei hier nicht verraten.

Im der Erzählung wird nicht alles explizit gesagt, sondern vieles nur angedeutet. Ungewöhnliche Bilder, Vergleiche, Metaphern und jugendsprachliche Ausdrücke tragen dazu bei, eine anschauliche und überzeugende Innensicht der Hauptfigur zu vermitteln. Das klingt dann beispielsweise so: „In Hamburg stehen sie in Lederröcken an der Straße und winken beim Schminken, während er von Schneeglöckchen umzingelt ist, die vor Langeweile welken.“ oder bei der Charakterisierung der eigenen Kleinstadt: „So eine Stadt, wo die Läden Beates Wollparadies heißen und um 18:30 schließen, weil Beate müde ist und sowieso nicht von ihrem Laden lebt, sondern von ihrem Mann, der beim Daimler schafft und um 18:30 längst gegessen haben will.“

Wie immer war das Preisgericht gespannt, wer der Autor ist, ob er selbst noch ein Jugendlicher einer sein würde, der damit einen vergangenen Vater-Sohn-Konflikt aufarbeitet.

Ich meine, Philipp Brotz steht zwischen beidem.

Geboren 1982 in Calw, hat Philipp Brotz dort sein Abitur gemacht, und zog, wie hundert Jahre zuvor Hermann Hesse, in die Welt hinaus. Der Name der Stadt, die Herrmann Hesse im Nachhinein distanziert als „Gerbersau“ bezeichnete, wird in der Erzählung von Philipp Brotz nicht namentlich genannt, aber jene „enge Gasse, in der früher die Gerber gewohnt haben“, liegt auch in der Stadt an der Nagold.

Nach dem Wehersatzdienst in einer Behinderteneinrichtung in New York State ging Philipp Brotz zum Studium der Germanistik und Romanistik nach Berlin und Montpellier, für Praktika nach Brüssel, Norwegen und Stuttgart.

Seit 2011 arbeitet er nach seinem Referendariat in Esslingen als Gymnasiallehrer im badischen Rheinfeldern. Er hat daneben ein berufsbegleitendes Zweitstudium der Politikwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft in Freiburg begonnen. Philipp Brotz

spricht, außer Schwäbisch, sechs Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, Norwegisch und Niederländisch.

Er ist ein überaus erfolgreicher Lehrer, wie aus der Presse zu entnehmen ist.

Schon als Kind und Jugendlicher habe er geschrieben, teilte er mir mit, begann während des Studiums Gedichte und bei Literaturwettbewerben Kurzgeschichten zu veröffentlichen und schrieb ein Drama. 2010 erschien sein erster Roman „Schenkman und Ich“. Ein Journalisten-Erzähl-Ich verfällt in eine Amnesie und kann oder will sich nicht mehr erinnern.

Inzwischen ist ein zweiter Roman fertig, „ein Künstlerroman und zugleich eine Liebesgeschichte“, wie Philipp Brotz mitteilte. Noch ist er auf der Suche nach einem Verlag. Eine Passage aus diesem Roman reichte Philipp Brotz beim Wettbewerb um den Schwäbischen Literaturpreis 2014 mit dem Thema „Essen“ ein, dieser wurde unter dem Titel „Kürbissuppe“ in der damals erschienenen Anthologie veröffentlicht.

Und der dritte Roman ist in Arbeit, wie Philipp Brotz ankündigt, ein Roman, „der die aktuellen Themen der Überwachung durch staatliche Nachrichtendienste sowie den islamischen Terrorismus miteinander verknüpft“.

Nehmen Sie teil als Leser und Zuhörer am Weg eines Schriftstellers, von dem wir noch viel lesen werden.

Herzlichen Glückwunsch vorerst zum dritten Platz beim Schwäbischen Literaturpreis 2016.

Oswald Burger

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes

Lars-André Amann: 1991 in Herrenberg geboren, wohnhaft in Gärtringen, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie in Tübingen, Masterstudium der Literaturwissenschaft in Stuttgart und Prag. Journalist und Lektor für eine lokale Tageszeitung, Texte für ein Werbeunternehmen und eine Online-Plattform. Aktuell Arbeit an einem Erstlingsroman, daneben Kurzprosa und Lyrik. Letzte Veröffentlichungen: Essay über Richard Wagner in *Matrix* (2015, Nr. 2) und Kurzgeschichte im Sammelband „AbwegIch“ beim *Gorilla-Verlag* (erscheint Dezember 2016).

Vanessa Araya schreibt Erzählungen und Romane über die Abenteuer ihrer Protagonistin, Juni Shimata. Araya ist in Kalifornien geboren und aufgewachsen. Sie studierte und unterrichtete dort Musik. Seit 1980 lebt sie in Europa und seit 2005 in Stuttgart. Sie schreibt auf Englisch und Deutsch.

Sabine Bartsch wurde 1959 im schönen Oldenburg geboren. Nach einer kaufmännischen Ausbildung folgte ein Studium der Kulturpädagogik. Sie war tätig als Theaterpädagogin, Kulturmanagerin und Festivalorganisatorin. Seit 1996 ist sie Geschäftsführerin eines Kulturzentrums in Esslingen und widmet ihre freie Zeit dem Schreiben. Bücher: „Das mit dir und mir“ (Jugendroman), 2014, dtv. „A Song about Love“ (Jugendroman), 2015, Books on Demand. „Das Zwillingssmatch“ (Roman), erschien 2016, Books on Demand. Außerdem diverse Erzählungen in Anthologien.

Christiane Böffel hat ursprünglich einen ganz soliden Beruf gelernt und als Krankenschwester gearbeitet, bevor sie Literaturwissenschaft, Didaktik Deutsch und Philosophie studierte. Wenn sie nicht schreibt oder neue Geschichten erfindet, unterrichtet sie Kinder, Jugendliche und Erwachsene in Deutsch, Literaturpädagogik und Allgemeinbildung. Mit Mann, Sohn und Katze lebt sie am Waldrand in einem Dorf bei Augsburg. Dort schreibt sie Liebesromane, sitzt in ihrem Garten und beobachtet die im Feld vorbei hoppelnden Hasen oder schaut Serien mit knackigen Vampiren. Sie ist büchersüchtig, liebt Nudeln in allen Variationen und kuriose Bildunterschriften im Privatfernsehen. Mehrmals hat sie den Augsburger Poetry-Slam und einen Schreibwettbewerb gewonnen und ist an verschiedenen Anthologien beteiligt. Ihre Trilogie „Liz und Vincent“ ist im Lente Verlag Essen erschienen. „Forever Sunshine – ich

und du und ich“, ein Young-Adult-Roman, wird im Frühjahr 2017 im Talawah-Verlag veröffentlicht. Ein zweiter Teil und weitere Projekte sind in Planung.

Philipp Brotz, Jahrgang 1982, geboren in Calw (Baden-Württemberg), lebt in Freiburg. Wehersatzdienst in New York, anschließend Studium der Germanistik und Romanistik in Berlin, seit 2011 Studienrat an einem süddeutschen Gymnasium. Seit 2009 mehrere literarische Veröffentlichungen in Zeitschriften und Verlagen, darunter Lyrik, Kurzprosa sowie der Roman „Schenkmann und Ich“ (2010).

Raimund Hils, geboren 1962 in Rottweil am Neckar, lebt seit 1987 in der Nähe von Kempten/Allgäu. Nach einer verfahrenstechnischen Ausbildung im Lebensmittelbereich arbeitet er heute als Qualitätsmanager. In seiner Freizeit galt sein Interesse seit jeher der Literatur und der Natur. In seinen Texten spiegelt sich diese Liebe zur Natur und zu den kleinen Dingen dieser Welt, die häufig übersehen werden, wieder. Seine Texte leben von sozialkritischen und träumerisch/surrealen Elementen. Dabei verwischt er oft die Grenzen zu anderen Welten auf rätselhafte Weise. Seit 2008 nimmt er regelmäßig und erfolgreich an Literaturausreibungen teil und kann inzwischen auf eine Vielzahl an Veröffentlichungen von Kurzgeschichten, Gedichten und Märchen im Rahmen von Anthologien, Projektarbeiten und in Literaturzeitschriften zurückblicken. 2015 hat er den GINKGO AWARD in der Disziplin *Dramaturgie* mit dem Text *Come on die young* erhalten (<http://2015.foto-film-game-contest.de/preistraeger-2015.html>).

Karolin Hofer wurde 1985 im Rheinland geboren und lebt heute in Süddeutschland. Neben ihrer Tätigkeit im Krankenhaus und im Rettungsdienst studiert sie berufsbegleitend Gesundheitspsychologie. Inspiriert und angestoßen von Erlebnissen, Beobachtungen und eigenen Erfahrungen, ist die Leidenschaft zum Schreiben entstanden. In den letzten Monaten erhielt Karolin Hofer für ihre Kurzgeschichten mehrere Auszeichnungen und arbeitet aktuell an zwei Romanprojekten. Da in ihren Geschichten auch immer autobiografische Elemente enthalten sind, schreibt sie unter Pseudonym.

Julia Kersebaum, geboren 1983 in Düsseldorf, nach dem Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaften, Amerikanistik und Germanistik in Frankfurt am Main, St. Louis (Missouri) und New York, tätig als Verlagskauffrau. Seit November 2015 angestellt bei Karger AG in Basel, Schweiz. Neuere Auszeichnungen (u.a.): 2016 Logisch! Litera-

- turpreis *Bilder der Freiheit* (Veröffentlichung) Kurzgeschichte *Ein Mädchen*. 2014 USE Schreibwettbewerb (1. Platz) Kurzgeschichte *Hinter hohen Mauern*. 2012 Daniil Pashkoff Prize (Veröffentlichung) Kurzgeschichte *Intricacies*. Veröffentlichungen u.a.: *Bilder der Freiheit* Texte zum internationalen Antho?-Logisch! Literaturpreis 2016, *Ein Mädchen*, S.45-53. *Wie Phönix aus der Asche*, USE im Unionhilfswerk, *Hinter hohen Mauern*, S. 90-99. *Let's Heat our Minds with Open Books*, *Writers Ink e.V.* Daniil Pashkoff Prize, *Intricacies*, S. 93-95.
- Melanie Khoshmashrab*, geboren 1982 in Siegburg, lebt und schreibt derzeit in Fürstfeldbruck bei München. Sie ist freie Journalistin und Autorin und verfasst Lyrik und Prosa. Sie studierte Germanistik und Pädagogik an der Universität Stuttgart, volontierte bei der Motor Presse Stuttgart und war Redakteurin in Stuttgart und Hamburg. Sie wurde mehrfach für ihre journalistischen und literarischen Arbeiten ausgezeichnet und veröffentlichte in Anthologien und Literaturzeitschriften.
- Antigone Kiefner* wurde 1966 in Ulm/Donau geboren. Nach ihrer Ausbildung als Buchhändlerin studierte sie in Freiburg Germanistik, Geschichte und Ethnologie. Sie arbeitete u.a. als Kellnerin, Dozentin für Deutsch als Fremdsprache an der Universität und an der Pädagogischen Hochschule von Freiburg sowie als Pressereferentin beim Deutschen Caritasverband. Seit 2001 lebt sie als freiberufliche Presse- und Werbetexterin in der Nähe von Freiburg. Sie ist Mitglied im Literatur Forum Südwest e.V. und Stipendiatin des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg und veröffentlicht in Anthologien Kurzgeschichten und Lyrik.
- Luca Manuel Kieser*, geboren 1992 in Tübingen, von 2010 an Studium der Philosophie und Theatergeschichte, 2014 BA, seitdem Sprachkunst, lebt in Leipzig und Wien, putzt.
- Ingrid Maria Kloser* wurde 1962 in Hard am Bodensee (Österreich) geboren. Beruflich in der Erwachsenenbildung und als Dozentin tätig, widmete sich die Autorin in den letzten Jahren vorwiegend dem Schreiben von Erzählungen. Die Autorin lebt in Wien und Vorarlberg.
- Mónika Koncz*, geb. 1985 in Senta (Serbien), studierte Germanistik und Geschichte in Freiburg i. Br. und im Anschluss Literarisches Schreiben am Deutschen Literatur Institut Leipzig. 2005–2006 Veranstalterin und Moderatorin der Lesebühne *Slam Deluxe* in der MensaBar in Freiburg. 2013 Elf Perlen Stipendium der Stiftung Brückner-Kühner. 2014 Literaturpreis Dichtungsring e.V. 2015 Stipendiatin der Kunststiftung Baden-

- Württemberg. 2017 Atelierstipendium Atelier Mondial der Christoph Merian Stiftung in Paris. Veröffentlichungen u.a. in den Zeitschriften *Allmende, poet, Lichtungen* und der Anthologie *Lyrik von Jetzt 3*.
- Evamarie Kurfess* wurde im Schwäbischen geboren. Sie arbeitet als freie Journalistin und Buchhändlerin. 2013 wurde ihre Geschichte „Die Schönheitskönigin Sarah Rotblatt fährt an einer Tankstelle vor“ in der gleichnamigen Würth-Anthologie veröffentlicht. Beim Brandenburgischen Literaturpreis 2015 wurde ihre Geschichte „Loch im Bauch“ auf Platz 5 gewählt. 2016 gelangt ihre Kurzgeschichte „Welten“ in die Anthologie des Würth-Wettbewerbs mit dem Thema „Kurzinfor: Schränkung und Blattstärke“. Sie lebt im Hochschwarzwald mit Mann und Kind.
- Anke Laufer*, Ethnologin, Dozentin und Autorin, lebt zwischen Tübingen und Reutlingen. Studium und Promotion in Freiburg i. Brsg., Jobs im Medienbereich. Für ihre seit 2006 veröffentlichten literarischen Texte erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Schwäbischen Literaturpreis 2007, den Deutschen Kurzkrimipreis 2009 und den Würth-Literaturpreis 2011. Sie war 2011 Stadtschreiberin der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá und erhielt für 2015 ein Aufenthaltsstipendium auf Hawthornden Castle, Schottland. Aktuelle Buchveröffentlichung: *Nachtprotokolle* (Blitz Verlag, Windeck, 2016). Weiteres auf: ankelaufer.com
- Michael Lichtwarck-Aschoff*, geboren 1946 im ländlichen Umkreis Münchens, verheiratet, 2 Kinder, 2 Enkel, arbeitete ein Berufsleben lang als Intensivmediziner in Augsburg. Pflichtgemäß schrieb er zahlreiche Arztbriefe. Inzwischen hat er das Genre gewechselt und schreibt Erzählungen.
- Marianne Massing*, Jahrgang 1961, geboren und aufgewachsen in Laupheim/Oberschwaben, lebt in Köln. Studium der Neueren Deutschen Literaturgeschichte, Slavistik und Interkulturellen Pädagogik in Freiburg i. Breisgau, Köln und Zagreb/Kroatien. Langjährige Tätigkeit als PR-Redakteurin; arbeitet jetzt als freiberufliche Lektorin und Dozentin für Deutsch als Fremdsprache. Schreibt schon seit ihrer Jugend; Veröffentlichungen folgten erst vor wenigen Jahren. Verschiedene Auszeichnungen für Kurzprosa; letzte Veröffentlichung in der Literaturzeitschrift „Das Karussell 4/2016“ mit „Worte wie Hausschuhe“.
- Dr. Nora Mühlbauer*, 1984 geboren, studierte ‚Ethik der Textkulturen‘ in Augsburg und Erlangen und promovierte über ‚Theater und Kulturöko-

logie'. Danach studierte sie Regie an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch in Berlin. Im Rahmen des Brechtfestivals 2012 und 2015 führte sie Regie bei ‚Baal Badet‘ und der Installation ‚Exilhaus‘ in Augsburg. Mit ihren Stücken wurde sie zum Festival „Neue Stücke aus Europa“ (2012), und zum Autorenfestival Essen eingeladen. 2015 schrieb sie das Libretto und war Dramaturgin für die Oper ‚Zaide – eine Flucht‘, die in Augsburg beim Friedensfest Premiere feierte. Sie arbeitet seit 2014 mit Martin Gruber zusammen, der die Talmi-Methode entwickelt hat.

Bettina Obrecht, geb. 1964 in Lörrach, aufgewachsen in Weil am Rhein. Nach dem Studium (Spanisch/Englisch) in Heidelberg Literaturstipendium der Akademie Schloss Solitude Stuttgart. Seit 1992 freie Autorin. Arbeiten für den Rundfunk (Kurz Hörspiel, Feature, Funckerzählung, Textbearbeitungen und -übersetzungen für Hörspiel), knapp fünfzig Buchveröffentlichungen, überwiegend im Bereich Kinder- und Jugendliteratur, zahlreiche Lesungen im In- und Ausland. Ihre Bücher sind in viele Sprachen übersetzt. Mit ihrer Familie lebt sie heute in Hessen. www.bettinaobrecht.com

Inifrau von Rechenberg lebt in Langerringen. Akademische Malerin (Kunstakademie München), Kokoschka-Schülerin (Sommerakademie Salzburg). Poetin. 30 Jahre kulturelle Erwachsenen- und Jugendarbeit. Langjährige Dozentin *Gesamtkunstwerk* an der Sommerakademie Innsbruck. Auszeichnung beim *Premio Internazionale di Poesia Speranza* Turin 1979, Ehrenbürgerin von Clermont l'Herault, Sendungen zur Person in Rundfunk und Fernsehen (ORF, BR). Buchveröffentlichungen: *Ein Klon Gottes singt*, Band 1 (2008), Band 2 (2008), Band 3 (2009) *Herzblut Venedig* (2008).

Simone Scharbert ist 1974 in Bayern geboren, Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie und Politikwissenschaft in Augsburg, München und Wien; Promotion über die Osterweiterung der EU und Visegrád. 2014 & 2016 Finalistin Literaturpreis „Irseer Pegasus“; lebt und arbeitet als freie Redakteurin und Dozentin für Politische Bildung in Erfstadt. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien; 2016 ausgewählt für das „Raniser Debüt“.

Iris Schmidt, geboren 1967 in Hamm, aufgewachsen in Augsburg, Abitur, Kaufmännische Ausbildung, Studium der Sozialpädagogik und der Judaistik, Arbeit an Schulen, in der Behinderten- und integrativen Pädagogik, Gemeinwesenarbeit in einem sozialen Brennpunkt in Düssel-

dorf, Sporttrainerin. Zahlreiche Veröffentlichung in Literaturzeitschriften und Anthologien. Ich lebe in Düsseldorf und Hamm.

Gabriele Schneider: geboren 1962, wohnhaft in Rottweil. Mit 14 Jahren ein erstes Drehbuch geschrieben. Schauspielerisches Mitwirken bei verschiedenen Theaterprojekten. Auftritte als Clownin mit Partner. Literarisch: öffentliche Lesungen bei den Deutsch-Schweizer Autorentreffen 2009, 2011 und 2013 in Rottweil, Veröffentlichungen in Lyrikbänden, 2010 Firmen-Sonderpreis für eingereichten Prosatext, Veröffentlichungen in Anthologien zum Schwäbischen Literaturpreis Bezirk Schwaben, Augsburg: „In den Bergen“, 2010, „Fluss“, 2011. 2016 Dramaturgie und Inszenierung eines musikalischen Themas bei einem Projektchor (Konzertreihe). Verheiratet, 2 leibliche Kinder, 3 Stiefkinder. Geschäftsführerin eines gemeinnützigen Vereins, arbeitet mit psychisch kranken und traumatisierten Menschen.

Susanne E. Stengel, Jahrgang 1967, nimmt ihre Ideen und Inspirationen aus dem, was ihr im Leben begegnet. Diese Impressionen verarbeitet sie in Romanen und Kurzgeschichten. Im Dezember 2013 wurde ihre Kurzgeschichte „In Memoriam: Kaffee mit Milchschaum“ in der österreichischen Literaturzeitschrift etcetera publiziert. Ihr jüngstes Buch „Ragin – die Geschichte einer Wiederkehr“ erschien im Februar 2016. Susanne E. Stengel lebt in Ostwürttemberg.